

Erdenkind

JUDITH BIERING

Erdenkind

Abenteuerroman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.d-nb.de abrufbar

© 2024 Judith Biering, 2. Auflage
www.jb-black-white-arts.de

Alle Rechte vorbehalten.

Coverdesign: Constanze Kramer, www.coverboutique.de

Bildnachweise: ©Bob, ©Kanea, ©PUTSADA, ©vicu9 –
stock.adobe.com

Buchillustrationen: ©macrovector_official, ©creativepack
– freepik.com

Buchsatz: Judith Biering

Teillektorat: F. Thomas

Herausgeber: Bookmundo

Im Auftrag von:

Judith Biering

c/o Block Services

Stuttgarter Str.106

70736 Fellbach

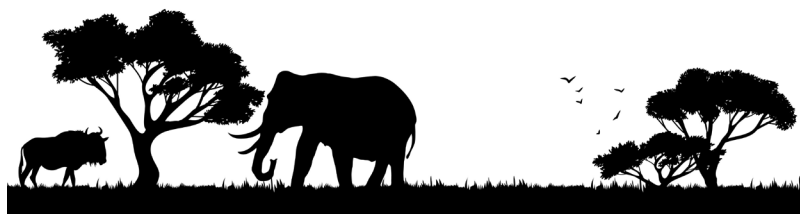
ISBN: 978-9-4037-5586-1

Für alle Kinder und ihre Zukunft!

Für Michael
(R.I.P.)

Inhalt:

Aus Tränen geboren	9
Gebete um Wasser	15
Zeichen von oben	30
Steve.....	48
Die Reise beginnt.....	62
Das Lager	75
Fluchtgedanken	87
Die Wächter des Kindes	102
Lulu ya moyo	118
Das weiße Nashorn	140
Der Sandsturm	157
Einsicht und Glaube	175
Tränen für die Toten	191
Anruf in die Heimat	210
Die Geschichte der Betty.....	222
Gespräch mit Mutter Erde	240
Freunde und Verräter	253
Ein neuer Morgen.....	276





Aus Tränen geboren

Makame schaute in den Regen. Ein Tropfen nach dem anderen prasselte auf den staubtrockenen Boden, schlug ein, prallte ab und hüpfte auf wie ein Gummiball. Die Wasserkugeln verteilten sich munter in alle Richtungen. Er atmete tief durch.

Makame liebte den Geruch von nassem Boden, weil er das Zeichen von Leben war. Hier, im Niger, inmitten von Afrika, lernte man Wasser als Kostbarkeit schätzen, weil die Sonne als stetiger Begleiter erbarmungslos sein konnte. Sie brannte Löcher ins Gras, die Hütten, die Haut. Alles wirkte ausgedörrt, blass und tot. Erst mit dem Regen wuchs jedes Wesen in Makames Heimat zu neuer Größe heran und ermöglichte Sein und Leben, auf das er angewiesen war. Pflanzen, die seine Ziegen ernährten, mit denen er die Familie versorgte.

Und der Viehhirte war beliebt, seine Tiere sehr viel Wert und er dank ihnen angesehen. Für Frau und Kinder ein wahrer Segen, wenn das Wetter mitspielte und die Sonne hinter den Wolken verschwand.

All die Zeit ohne Regen war ein ewiger Kampf gegen den Hunger, die Dürre und schließlich den Tod. Das hatte Makame wie seine Brüder und Schwestern bereits erlebt. Drei Kinder hatte er beerdigen müssen und dadurch seine Träume vergessen. Ähnlich seinen Landsleuten hatte ihn die Sonne regelrecht ausgezehrt und all die Hoffnung eiskalt begraben, jemals ein besseres Leben zu führen.

Plötzlich richtete Makame sich auf.

Er glaubte, eine Bewegung gesehen zu haben. Neugierig erhob er sich von der alten Holzkiste unter dem kaputten Vordach dieser verlassen Blätterhütte, bei der er Rast gemacht hatte, und stierte ein paar Minuten auf die betroffene Stelle. Hatte er gar Wahnvorstellungen von der grauenvollen Hitze der vergangenen Tage?

Das wäre nicht ungewöhnlich. Die hohen Temperaturen vernebelten vielen die Sinne, doch daran glaubte Makame nicht. Immerhin war er ein Haussa wie die Hälfte der nigerianischen Bevölkerung. Er war das Klima in Afrika gewohnt und kam mit der Sonne zurecht.

Als die Stelle unverändert blieb, wandte er sich ab und dachte an seinen beschämenden Tag. Ein Löwe hatte seinen Weg gekreuzt, als er die Ziegen in die Stadt treiben wollte, und alle Tiere verschreckt. Sie waren in verschiedene Richtungen geflüchtet, bevor er ihn verjagen konnte. Nun musste er sie einsammeln, damit seine Familie nicht verhungerte.

Makame hatte keine Zeit für Spielchen.

Er wollte sich eben wieder setzen, als er eine erneute Bewegung direkt vor sich in der Mitte des ehemaligen Feuerplatzes ausmachte. Das war keine drei Meter entfernt.

Da war doch etwas. Er sah es genau.

Etwas Längliches, mitten im zerrissenen Boden. Dessen Schicht war so ausgedörrt, dass sie all die vielen Wassertropfen kaum aufzunehmen vermochte, denen sie seit Monaten entgegen lechzte.

Der vierfache Familienvater entdeckte eine Erhöhung in der Erde, aus der sich etwas von unten wühlte.

Das konnte keine Täuschung sein!

Noch konnte Makame nicht definieren, was genau das war, aber er starrte wie gebannt dorthin und sah, wie die Tropfen abprallten, als treffen sie auf eine unsichtbare Barriere. Anschließend zerbarsten sie in der Umgebung.

Interessiert kam der Haussa unter dem kaputten Vordach hervor und ging sachte auf das Szenario zu.

Makame wurde nass. Seine einfache Kleidung war im Nu durchweicht. Der Regen lief ihm über die Stirn und tropfte die Wimpern hinunter, bildete kleine Rinnsale auf den Wangen und sammelte sich am Kinn, um dort in den Matsch zu fallen. Sehnsüchtig sanken die kostbaren Perlen in den Grund und vermischten die staubigen Farben zu einem seltsamen Brei aus braunen und roten Tönen. Farben, die der Viehhirte gern zum Bemalen seiner Haut verwendete und die ihm nun so gleichgültig und selbstverständlich erschienen wie leise Hungerklagen seiner Nachbarn.

Zögerlich setzte Makame einen Fuß vor den anderen, näherte sich der rissigen Erde und wünschte sich seinen Speer herbei. Innerlich fluchte er, ihn an den Löwen verloren zu haben, damit der seine Ziegen nicht ängstigte. Das Biest war genau in sein Blickfeld geraten und so zerkratzt gewesen, als habe es seit Wochen nur Kämpfe fechten müssen. Kämpfe ums Überleben. Wie sie alle hier.

Die Wölbung wurde größer.

Hart schluckend trat der Haussa von einem Bein aufs andere. Zwischen seinen nackten Zehen schmatzte es, weil sich der nass gewordene farbige Boden in den Zwischenräumen sammelte und

beim Laufen herausgedrückt wurde. Verwundert hielt der Haussa inne. Nur knapp einen Meter trennte es Makame von dem Ort, wo das Wasser surreal abperlte. Es formte sich eine zweite Erhöhung direkt neben der ersten, doch er sah nicht, woher sie kam. Fast wirkte es wie eine Fata Morgana.

Vorsichtig trat er näher. Was war das nur?

Erst nach und nach erkannte er die Form eines winzig kleinen Kopfes, der mitten aus dem Boden wuchs. Wie eine Blume wühlte sich neben ihm ein dünnes helles Ärmchen durch den nassen Bodenbrei.

Hier hatte Makame sein komisches Längsding, das er nicht zuordnen konnte. Der Haussa rieb sich die Augen und glaubte, vor Hitze benebelt zu sein. So etwas war niemals echt und musste der Träumerei entspringen. Das Gesicht eines Kleinkindes zeigte sich ihm und wurde mit jedem Regentropfen, der es traf, deutlicher.

Makame sprach zu den Göttern und schaute umher. Was hatte das zu bedeuten? Hatte gar jemand ein Kind begraben? Mitten im staubtrockenen Boden einer längst vergessenen Feuerstelle?

Das kleine Bündel Leben hatte hellere Haut als er. Das konnte er deutlich erkennen. Sie war nicht so hell wie die der Helfer in den Dörfern, aber hell genug, um nicht zu seinem Stamm zu gehören. Was machte er nun? Sollte er es töten oder leben lassen? Mitnehmen oder den Helfern übergeben?

Er wusste es nicht und war völlig überfordert mit der sich ihm bietenden Situation. Der Viehhirte beobachtete wie in Trance die Regentropfen, die das winzige Ding immer wieder trafen.

Als der Kopf des Kindes vollkommen aus der Erde gewachsen war, hörte der Regen auf. Nicht überall. O nein! Nur genau dort, wo der Säugling im Boden begraben gewesen war. Dort machte der Himmel dem Winzling Platz, als wollte er ihn segnen.

Makames Herz schlug bis zum Hals.

Das war ein Zeichen der Götter!

Der Haussa wischte sich das Gesicht und blickte sich um. Wenn nur irgendjemand hier wäre, den er fragen könnte ...

Das alles war ihm nicht geheuer.

Das Kleine wimmerte.

Makame sah deutlich das Köpfchen mit dem Arm, der in der Luft herumwedelte, als sollte er den Winzling hochheben. Endlich kam der Afrikaner in Gang.

Er steuerte auf das Kind zu, ging in die Hocke und drückte seine Finger in den matschigen Untergrund, um den Rest des Körpers auszugraben. Schließlich zog er den Sprössling heraus und hob ihn in die Luft, wo er von weiteren Wassertropfen sauber gewaschen wurde.

Es war ein Junge. Ein kleiner gesunder Bengel, der dem Haussa ein Strahlen voller Hoffnung schenkte.

Makame lächelte.

Einen Jungen wollte er immer schon haben, aber seine Frau gebar ihm bislang nur Mädchen. Mit ihnen konnte er in Afrika jedoch wenig anfangen, weil sie ihm wertvolles Gut kosteten und schwer zu verheiraten waren. Ein Junge dagegen machte ihn reich. Also überlegte er nicht lange und wischte dem Knirps über die Wangen, um den restlichen Dreck zu entfernen.

Der Knabe hatte hellblaue Augen, als spiegelten sie das weite Meer wider. Der Haussa verlor sich fast in ihnen, weil er eine solch intensive Farbe noch nie erblickt hatte. Er wickelte das Kind in seine nasse Kleidung und ging zurück unter das kaputte Vordach der verlassen Blätterhütte.

Eingehend bäugte Makame den Jungen, um sicherzugehen, dass er real war und keinem Traum unterlag. Er fühlte die Wärme, die von dessen Haut ausging. Den Herzschlag unter seiner Hand. Wie sich der Brustkorb beim Atmen des Kleinen bewegte. Der Winzling war echt, kein Trugbild, und wand sich vereinzelt, als wollte er mehr Körperkontakt.

Der Viehhirte blickte zurück an die Stelle, wo das Kind bis eben noch begraben gewesen war, und sah, dass dort Halme aus der Erde wuchsen. Grün und saftig, als habe man sie soeben gepflanzt.

Noch ein Zeichen der Götter.

Das musste es sein, Makame leugnete es nicht länger. Noch am gestrigen Abend hatte er zu seinen Heiligen gebetet, ihm endlich einen Sohn zu schenken, weil er Hilfe mit den Ziegen brauchte. Sollte dies seine Antwort sein? Ein Sohn aus dem Boden? Mitten aus der trockenen Erde Afrikas heraus? Ein Kind, geboren unter den Tränen der Sonne?

Makame schüttelte sich, als zweifelte er an seinem Verstand, und stolzierte mit dem Säugling im Arm durch den nassen Matsch in die Richtung, in der seine Hütte lag. Er wusste nicht, was seine Frau sagen würde, wenn er ohne Ziegen heimkäme und statt der Tiere ein fremdes Kind mit deutlich hellerer Haut mitbrachte. Vermutlich würde sie wütend werden, aber das störte den Haussa nicht. Er beachtete nicht mal den Regen oder die vielen Geräusche um sich herum. Hier und jetzt wollte er nur den Jungen zu seiner Hütte bringen, damit er in Sicherheit war.

Der Kleine lachte, als könnte er Gedanken lesen. Er klammerte sich mit den winzigen Fingern in Makames nasse Kleidung und drückte ein paar Tropfen heraus. Sie liefen dem Familienvater über die nackte, dunkle Haut.

Ein Schmunzeln zeichnete sich in Makames Gesicht ab, als sein Blick in die hellblauen Augen des Säuglings wanderte und er von ihnen verzaubert wurde.

»Ich nehme dich mit«, flüsterte Makame geheimnisvoll ans Ohr des Jungen. »Die Götter haben dich mir gesandt. Du bist das Zeichen auf all meine Gebete.«

Er verschwand mit dem Kleinen in der Savanne.

Gebete um Wasser



E in Wunder.

Hannah wischte sich den Schweiß von der Stirn. *O bitte, ich brauche ein Wunder!*, flehte sie in Gedanken und starrte nicht länger auf das kleine Mädchen, was hilflos vor ihr auf der Trage saß. Halb verhungert, mit deutlich sichtbaren Knochen und derart dünnen Ärmchen, dass das Band um ihren Oberarm kaum noch einen Wert anzeigte. Sogar das Weinen hatte die Zweijährige eingestellt, weil es sie zu viel Kraft kostete. Wertvolle Energie, die ihr Körper nicht mehr hatte.

Seufzend legte Hannah das Maßband zur Seite und notierte die Zahlen auf einem Blatt. Sie hielt die Kleine fest, damit sie nicht auf den Boden rutschte, und strich ihr zärtlich mit den Fingern über die Haut. Das Mädchen hatte aufgegeben, Hannah dagegen konnte es nicht und betete weiter um ein Wunder.

Heute war kein guter Tag in der *Weißten Mission*, wie die Einheimischen Afrikas ihre krankenhaushähnliche Hilfsstation nannten, in der sie mit ihrem Vater arbeitete. Seit drei Jahren lebte sie dieses harte Dasein im Krisengebiet nahe Agadez, aber es war, als kämpfte sie gegen Windmühlen und dies jeden Tag aufs Neue.

Hannahs Vater, Dr. Bill Keller, war ein Allgemeinmediziner aus London und seit dem Tod seiner Frau nur noch dem Hunger und Leiden der Dritten Welt verpflichtet. Die junge Rothaarige unterstützte ihn, wo sie nur konnte, obwohl Hannah mit ihren dreißig Jahren besser hätte Geld verdienen und vor allem leben können. Sie hatte Modedesign und Grafik studiert und bereits als Kind ihre Hefte mit winzigen Bildchen vollgekritzelt, weil sie Kleider für Models entwerfen wollte. Bei einem Arzt als Vater und einer Krankenschwester als Mutter kein leichtes Unterfangen, aber Hannahs Eltern erlaubten ihren Traum und zwangen sie nicht in eine Richtung, in der sie sich nie wohlfühlen könnte.

Zumindest eigentlich nicht.

Als Hannahs Mutter unverhofft an einer Infektion gestorben war, hatte sie deren Platz übernommen, um ihrem Vater zu helfen, den Traum der beiden fortzuführen und in Afrika diese Mission zu leiten. Sie wollte mit ihm etwas Gutes bewirken und aufhören, einem unbedeutenden Dasein aus Verschwendung und Überkonsum zu fröhnen. Denn auf diesem Kontinent hatte jede Tat weitaus mehr Bedeutung als in ihrem alten Leben in England.

Mit einer Flasche Wasser rettete man Verdurstende und für ein paar Penny half man ganzen Familien über die Dürrezeit hinweg. In London dagegen machte es kaum einen Unterschied und alles blieb beim Alten.

Dieses Leben in zwei Welten hatte Hannah satt, weil Afrika real war. Jede Minute ein Überlebenskampf, von dem die Menschen in London nichts wussten. Sie selbst war auch einst so gewesen und bereute nun so manchen Gedanken. Nichts war selbstverständlich

und alles hatte seinen Preis. Das hatte Hannah in den vergangenen Jahren sehr schmerzlich erfahren müssen.

Sie schloss die Augen, verdrängte die Erinnerungen an Luxusgüter wie Klopapier, Seife und Warmwasser und konzentrierte sich wieder auf das Mädchen vor sich auf der Liegefläche. Das Lächeln misslang ihr kläglich. Nur mit Mühe hielt sie ihre Tränen zurück, die sich wiederholt in ihre Augen schlichen.

Die Kleine war das dritte Kind heute, das Hannah in diesem Zustand aufgenommen hatte. Eigentlich konnte sie froh sein, denn an manchen Tagen kamen dutzende Kranke in die *Weisse Mission* geeilt. Hungernde und Verletzte, deren Überlebenschancen so gering waren wie die einer Fliege in einem mit Fit durchmischten Saftglas. Dennoch schwand Hannahs Hoffnung zunehmend, weil seit Tagen Medikamente fehlten. Solange die nicht eintrudelten, würde der kleine Friedhof auf der Westseite weiterhin anwachsen.

»Heute ist ein guter Tag«, ertönte Sulolas Stimme zufrieden neben ihr. Die Kollegin legte eine Kochsalzlösung bereit.

Skeptisch musterte Hannah die indische Helferin. »Acht echt? Wie kommst du denn darauf?«

Sulola grinste und strich dem Mädchen liebevoll über den Kopf. Die Inderin trug ein Kopftuch aus weißgelbem Stoff mit einem winzig kleinen Emblem an der linken Seite. Es war ein Elefant. Der galt in ihrer Kultur als heilig und sollte Wohlstand und Glück bringen.

»Aber natürlich«, antwortete Sulola umgehend. »Wir haben keine neuen Fälle von Cholera oder Malaria reingekriegt, die halb toten Zwillinge haben das Fieber überlebt und seit Sonnenaufgang sind erst zwei Kinder gestorben. Mit der Kleinen haben wir nur drei neue Patienten aufnehmen müssen und die in den Zimmern sind alle versorgt. Ja, heute ist ein guter Tag.« Sulola klang wirklich glücklich. Die Helferin hatte gelernt, den einfachen Dingen im Leben zu danken.

Hannah konnte das nicht, auch wenn sie sich wirklich Mühe gab und zugeben musste, dass Sulola recht hatte. Normalerweise kam sie kaum zum Luftholen, so sehr rannte man die Hilfsstation der Caritas ein, in der sie sich mit ihrem Vater befand. Daher sollte sie einen ruhigen Tag deutlich besser zu schätzen wissen. Doch das konnte sie nicht, denn sie fühlte sich ausgelaugt, übermüdet und unkonzentriert. Hannah war neuerdings ständig heiß, sie litt unter Kopfschmerzen und Kreislaufproblemen, hatte zittrige Hände, als sei sie auf Entzug, und Beine aus Pudding. Ihr Körper war einfach erschöpft, weil der Kampf in dieser endlosen Parodie schon seit so vielen Monaten andauerte. Ein Kampf, dem das kleine Mädchen vor ihr heute Nacht erliegen könnte.

O bitte, ich brauche ein Wunder. Ich kann nicht mehr.

Freundlich nickte Hannah in Sulolas Richtung, die der Kleinen eine Nadel setzte, damit sie an den Tropf konnte, bevor sie sich zurücklehnte und im Krankenraum umschaute. Alle Betten waren besetzt, mit Kindern oder ihren Müttern. Helferinnen rannten umher, brachten Tücher und Wasser, reinigten Liegen oder Gänge. Es roch nach Erbrochenem und Urin und immer wieder dem Hauch von Tod.

Die junge Frau atmete durch, um innere Kraft zu sammeln, und schaute zurück in die Augen ihrer kleinen Patientin. Die waren leer. So leer wie der Magen des Mädchens, der unablässig knurrte.

Es hieß Onyinyechi (sprich: O-jin-je-tchi). Der Name bedeutete »Geschenk Gottes«, doch wie ein Geschenk sah das Kind für ihre Mutter neben sich nicht aus. Eher wie eine Last. Die Afrikanerin wirkte teilnahmslos und schien darauf zu warten, dass ihre Tochter endlich starb, damit sie zu ihren anderen unterernährten Kindern konnte, die irgendwo zurückgelassen beim Kindsvater um Essen schrien. Tote Kinder waren Alltag geworden.

Diesen Kampf kann niemand gewinnen, dachte Hannah insgeheim. Sie rieb sich kurz den Nacken, bevor sie sich dem Mädchen

widmete, und klebte Onyinyechi Pflasterband um die Nadel. So verrutschte sie nicht im Arm. Anschließend legte sie das Kind ganz sachte nach unten auf die Liegefläche.

»Sie muss eine Weile hierbleiben«, sagte Hannah zur Mutter.

Sulola übersetzte und startete eine Diskussion. Wie zu erwarten, wollte die Mutter zu ihren anderen Kindern und fragte, ob sie das Mädchen nicht einfach hierlassen dürfte.

Hierlassen? Eine Zweijährige? Allein? Welche Mutter dachte so?

Hannah wollte schon loswettern, als eine Hand auf ihrer Schulter landete. Die war von ihrem Vater.

»Kommst du klar, Kleines?«, fragte er und sprach Onyinyechis Mutter an.

Er schaffte es, sie zum Bleiben zu animieren, sicherte ihr Wasser und eine Mahlzeit zu und dass sie ein Brot mitnehmen könnte. Sie sollte ihrer Tochter nur wenigstens die Nacht lang Zeit geben, um ihre Überlebenschancen zu erhöhen.

Die Afrikanerin nickte und nahm einen Schluck vom kühlen Getränk. Ihre Art war immer noch so desinteressiert wie am Anfang. Als ginge es nicht um ihr eigenes Fleisch und Blut, sondern einen wahllosen Batzen Leben, den sie von einem Dorf ins andere schleppte. Das Kind war dem Untergang geweiht.

Hannah wandte sich ab, weil sie das nicht länger mitansehen konnte, und stand auf. Sie stemmte die Hände in die Seiten, während sich Sulola um einen Jungen mit Kopfwunde kümmerte, die dringend genäht werden musste.

»Du solltest eine Pause machen«, sagte ihr Vater und stellte sich neben sie.

»Es geht mir gut, Dad«, erwiderte Hannah. »Das ist nur diese verdammte Hitze. Immer und überall um mich herum.« Sie nahm ihren Ärmel, um sich die Stirn zu trocknen, und wünschte sich in ihr altes Badezimmer nach London, wo angenehme zwanzig Grad herrschten. Dort gab es Klimaanlage mit Lüfterfrischern und jede

Menge Hygieneartikel. Etwas, das sie vor ihrer Zeit in Afrika nie zu schätzen gewusst hatte und nun als Paradies betrachtete.

»Ich seh dir doch an, wie erledigt du bist«, konterte der Mediziner. »Geh zu Djimon und hilf ihm mit den Papieren, damit wir die Frauen zu Schwester Helen bringen können. Der Bus kann schließlich nicht ewig warten.«

Hannah schaute ihn an. Bills Blick war so voller Wärme, dass sie sich in seinen Armen verkriechen wollte, weil er ihr Sicherheit und Hoffnung vermittelte, die sie fast schon begraben sah. Ein Blick, den es hier nur selten gab.

»Na, komm schon, Kleines. Djimon ertrinkt noch in den Akten und er verschreibt sich andauernd. Tu mir bitte den Gefallen.«

Papiere schreiben. Weg aus der Gefahrenzone mit all den Kranken und Verletzten. Das war der letzte Ort, an den Hannah wollte, aber sie tat es ihrem Vater zuliebe und war am Ende froh darüber, dieses Elend für ein paar Minuten ausblenden zu können.

Erledigt schlenderte sie den Gang entlang durch den Krankbereich ins rechte kleine Zimmer. Dort türmten sich Akten, für die sich kaum mehr Zeit fand.

Djimon hob den Kopf und lächelte, als Hannah im Türrahmen auftauchte. Endlich Hilfe. Ohne ein Wort zu verlieren, reichte er ihr einen Stapel hinüber, an dem kleine Bildchen klebten, und gab einen Stift weiter.

Hannah nickte stumm und schrieb. Sie kritzelte die Namen der Frauen in die dafür vorgesehenen Spalten und protokollierte ihre Lebensgeschichten, soweit sie ihr bekannt waren. Alter, Geburten und Kinder. Viele Daten standen auf Schmierzetteln und waren ganz klein, fast unkenntlich verzerrt. Die wenigsten konnten in Afrika schreiben und wer nach ihren Geschichten fragte, musste schnell mitschreiben können, sonst gingen sie in der Menge unter. Ein Bus wollte die betroffenen Frauen ins »*Maria's Female Aid Center*« nahe Niamey bringen, direkt in die Hauptstadt Nigers.

Das *MFAC* war ein Zentrum für misshandelte Frauen, in dem sie vor ihren Männern geschützt wurden und zusammen mit den Kindern in Sicherheit leben konnten. Die Plätze waren begrenzt und wurden sorgfältig gewählt. Bill kannte die Leute und wusste, wie er sie einschätzen musste. Seine Arztkenntnisse halfen ihm, zu unterscheiden, ob eine Frau mit ihren Kindern einen solchen Platz verdiente oder nicht. Denn leider verletzten sich viele auch selbst, um vor ihrem alten Leben zu fliehen und im Zentrum ein neues zu beginnen. Sie hörten von den Weißen, die ihnen Hilfe anboten und kamen zu Hunderten über die Grenze. Aber alle zu retten, schaffte auch Hannahs Vater nicht. Er musste Abstriche machen und wählen.

Die 30-Jährige pustete Luft zwischen den Lippen aus und gab den Erwählten ein Leben zurück. Ein Leben ohne Gewalt. Jeder Name auf der Liste war ein Gewinn für dieses Land. Der Gedanke zauberte ein Lächeln in ihr Gesicht. Als sie fertig war und das letzte Blatt verstauen wollte, vernahm sie laute Geräusche auf dem Gang. Neugierig horchte sie auf und drehte sich zu Djimon.

Der Freund steuerte zur Tür, nachdem eine Frau geschrien hatte. Jetzt reichte es Hannah aber!

Die Entwicklungshelferin erhob sich von ihrem Platz und trat mutig auf den Flur. »Was ist hier los?«, fragte sie und schaute durch die Reihen.

Ein Mann zerrte eine junge Frau recht grob am Handgelenk umher. Sie hielt ein Baby im Arm, das sie dem Aussehen nach erst kürzlich entbunden haben musste. Der Mann erweckte den Eindruck, das Kind schlagen zu wollen. Als er tatsächlich die Hand erhob, griff Hannah beherzt ein.

»Hey!«, rief sie dem Burschen zu und erbat Unterstützung von Djimon. »Lassen Sie die Frau los!«

Kaum hatte Hannah das gesagt, wäre sie fast erschlagen worden, hätte Djimon sich nicht eingemischt und nach zwei weiteren Hel-

fern gewunken. Gemeinsam drängten sie den aufgebrachten Nigerianer aus dem Ärztehaus heraus, bis überall Ruhe einkehrte. Der Bursche verfluchte unter lauten Zornesreden das Leben seiner Frau und stiefelte über die Einfahrt davon.

Völlig durcheinander trat Hannah näher, während sich eine andere Mitarbeiterin der *Weißten Mission* um die wimmernde Mutter mit dem Säugling kümmerte.

»Was zum Geier war da los?«, wollte sie von Djimon wissen.

Der Helfer blickte sie traurig an, während sie ins Innere gingen. »Er will das Kind seiner Frau nicht«, entgegnete er, »auch wenn es ein Junge ist. Sie ist in einer der Städte von einem Mann vergewaltigt worden. Nun sieht er sie als geschändet an und das Kind als Strafe für ihre Reize.«

Die junge Mutter war wirklich wunderschön. Das musste die Rothaarige zugeben und schnaubte hörbar aus.

»Er verflucht sie und wünscht ihr den Tod«, ergänzte Djimon abschließend.

»Aber da kann sie doch nichts dafür!«, wettete Hannah sofort los. »Diesen Triebtäter sollte man zur Rechenschaft ziehen. Nicht sie! Sie ist doch nur ein Opfer. Er sollte froh sein, dass seine Frau und der Junge die Geburt überhaupt überlebten. Bei der schlechten Hygiene, den fehlenden Medikamenten und ihren dauernden Beschneidungsaktionen mit unsterilen Klingen ist es ein Wunder, wenn alle die ersten Wochen überstehen. Was hatte er überhaupt vor? Wollte er sie deswegen töten?«

»Er wird das Kind verhungern lassen oder es zusammen mit seiner Frau einfach aussetzen. Das ist hier normal.« Djimon sah sie an, ohne eine Regung zu zeigen. »Die Einstellung meiner Landsleute hat sich in den letzten Jahren kaum geändert. Auch wenn ich das verurteile, so sind mir die Hände gebunden. Ich bin nur einer von vielen und die meisten Männer wachsen mit alten Traditionen und recht einfachen Werten auf.«

Hannah wusste, dass etwa zwei Drittel der Bevölkerung zu den Analphabeten gehörte. Kaum ein Mensch in Afrika konnte lesen und schreiben. Die Frauen waren den Männern dadurch oft hörig und mit Leib und Leben ausgeliefert. Sie schüttelte den Kopf und reichte Djimon den Stapel Papiere.

»Hier!«, bestimmte sie barsch. »Die Frauen für den Bus. Wir sollten das Vergewaltigungsoffer mit auf die Liste setzen. Der Kerl erschlägt sie doch im Schlaf, wenn sie mit dem Kind zu ihm zurückgeht.«

Noch immer jammerte die junge Mutter und fragte den Himmel nach Antworten. Sie ließ sich kaum beruhigen.

Kurz blickte Hannah zu ihr, bevor sie zurück zu ihrem Vater schritt. Den Himmel um Antworten anzuflehen, gab sie für heute auf, weil sie wusste, dass sie keine bekäme. Hannah war mutig und bereit für jeden Kampf, aber sie war auch nicht dumm und wusste, wann man eine Chance hatte und wann nicht.

Djimon winkte derweil einer anderen Hilfskraft zu und machte klar, die junge Frau mit dem Bus nach Niamey schicken zu wollen. Dort sei sie hoffentlich sicher.

»Du kannst dich ruhig etwas hinlegen«, schlug Hannahs Vater ihr liebevoll vor und wischte sich die blutigen Hände an einem Tuch ab. Bis eben war er damit beschäftigt gewesen, die zerschundenen Füße eines kleinen Jungen von Glasscherben zu reinigen. »Wir wissen nicht, was die Nacht so bringt.«

»Wie hat Mum das nur alles ausgehalten?«, fragte Hannah wehleidig. Sie pflanzte sich auf einen dreckigen Plastikstuhl neben einem wackeligen Tisch, der ihrem Vater als Schreibtisch diente, und rieb sich die pochende Schläfe.

Bill schnaufte. »Mit viel Liebe und Geduld.«

»So viel Liebe gibt es nicht, Dad. Sieh dich doch mal um.« Sie wies umher, um ihm die kalte Wahrheit zu demonstrieren. »Überall stechen sich die Leute ab. Was der Hunger und die Dürre nicht

schaffen, erledigen die Menschen mit ihren Waffen. Es ist grausam. Es ist sinnlos. Wir haben gar keine Chance.«

»Sag doch so etwas nicht, Schatz«, erwiderte der Arzt. »Afrika ist ein Paradies. Du musst es nur sehen wollen.«

»Es ist ein Massengrab, Dad. Die Leute wissen es nur nicht.« Diese Aussage haute Hannah recht bitter heraus und entschuldigte sich sofort. »Verzeih. Es ist nur gerade alles zu viel und solange sich an der Einstellung der Bevölkerung hier nichts ändert, sehe ich schwarz für Afrika.« Sie stemmte den Kopf in die Hände und blickte auf die Tischplatte. »Ich habe heute gebetet, Dad. Sehr oft sogar. Für alle möglichen Dinge. Das habe ich das letzte Mal vor der Einschulung gemacht, um nicht neben Clarissa Wild sitzen zu müssen. Kannst du dir das vorstellen?«

Bill lachte, weil solche Kleinigkeiten auf diesem Kontinent wie aus einer fremden Welt wirkten. Er nahm neben seiner Tochter Platz und fuhr ihr sachte über den Kopf.

Sie drehte die Augen in seine Richtung und grinste ihn an. »Ich bin keine zehn mehr, Dad.«

»Aber du wirst trotz allem mein kleiner Engel bleiben«, erinnerte er sie gütig und nahm einen Schluck aus der Wasserflasche vom Boden. »Und deine Mutter wird jeden deiner Schritte von dort oben aus im Auge behalten. Das kannst du mir glauben.«

»Wenn es wirklich einen Gott gibt und Mum bei ihm im Himmel ist, soll er uns ein Wunder schicken«, verlangte Hannah mit derbem Tonfall. »Wir können es gebrauchen.« Als er feixte, legte sie den Kopf schräg. »Was?«

»Ich fürchte, so funktioniert das nicht, Liebes.«

»Aber, so sollte es«, pochte sie auf ihrem Recht. »Wenn Gott die Menschen erschaffen hat, soll er sie auch zur Verantwortung ziehen. Die Guten und nicht die Bösen.«

»Und wer entscheidet darüber, was gut und böse ist?«, fragte er aus grauen Augen und fuhr sich über den Bart. »Du?«

Hannah kam sich wie ein kleines Kind vor. Sie wollte mit dem Fuß aufstampfen, ihrem Frust Luft machen, schluckte aber alles hinunter und sagte: »Eben wollte ein Mann seine Frau erschlagen, weil sie von einem anderen vergewaltigt worden ist und dadurch einen Jungen gebar. Kannst du dir das vorstellen? Und die Mutter von Onyinyechi, dem halb toten kleinen Mädchen von heute Morgen, fragte mich allen Ernstes, ob sie ihr Kind hierlassen könnte, weil sie zu ihren anderen müsste. Allein! Die Kleine ist zwei Jahre alt und braucht doch ihre Mutter.«

»Die anderen Kinder ebenso«, konterte ihr Vater einsichtig. Bill verstand diese Einstellung, weil er das Leben der Leute schon so viele Jahre lang begleitet hatte.

»Dad, sie ist zwei«, betonte Hannah aufgewühlt. »Zwei! Nicht zwölf. Sie sollte bei ihrer Mutter sein, in ihren Armen liegen und gesagt bekommen, dass alles wieder gut wird.« Die ersten Tränen rollten ihre Wange hinunter. »Wie kann man dieses arme kleine Ding bei wildfremden Leuten lassen wollen, völlig egal, ob wir ihr helfen oder nicht? Das ist doch nicht richtig.«

Seufzend nahm Bill seine Tochter in die Arme. »Ach, Schatz, komm her!« Ohne Murren holte er sie an seine Brust und ließ sie weinen. Hannah war alle. Das merkte er ihr an.

»Das ist nicht fair«, brabbelte die Rothaarige unverständlich in sein Shirt. »Onyinyechi braucht eine Mutter wie Mum und keine starre Puppe, der ihr Leben gleichgültig ist.«

Sanft drückte der Arzt sie von sich. »Es kann nicht jeder wie deine Mum sein und es kann nicht jeder die Welt retten wollen.«

Warum nicht?, fragte Hannah traurig. *Warum kann nicht jeder eine Mutter wie meine haben?*

»Ich bete um Frieden, Essen und Güte«, sagte die junge Frau. »Ich bete um eine Nacht ohne Wehklagen, Gewalt und Angst. Wenn ich mit Djimon oder Yusuf durch die Stadt fahre, wünsche ich den Leuten sauberes Wasser und infektionsfreie Nächte. Dort

ist alles voller Müll und Armut.« Hannah hatte Gänsehaut. »Es tut weh, nach draußen zu schauen und auch, es nicht zu tun, weil ich dann das Gefühl habe, sie alle hier im Stich zu lassen. Und das möchte ich nicht. Ich möchte diesen Menschen helfen, Dad, und ihnen ein Leben geben, wie wir es in London hatten. Das hätten sie nämlich verdient. Ich würde alles dafür tun, diese Grausamkeiten zu beenden, mit denen sie sich herumschlagen müssen, aber egal, wie stark ich bete und was ich erlebe, es ändert sich doch sowieso nichts. Denn mal ehrlich, Wunder ... Wunder gibt es nicht. Nirgendwo.«

Bill lächelte zuversichtlich. »Jedes gute Herz kann Wunder vollbringen, Liebling. Das hat deine Mutter immer gesagt und ich glaube daran. Es ist nie zu spät, um etwas Gutes zu leisten.«

Hannah sagte keinen Ton und hoffte auf einen besseren Morgen.

»Na, komm, leg dich hin. Eine kleine Pause wird dir guttun. Vielleicht für ein, zwei Stunden.«

»Was mir guttun würde, wäre Frieden auf der Welt«, erwiderte Hannah schlagfertig. »Aber das werde ich nie bekommen. Also fange ich mit kleinen Dingen an. Mir reicht eine lauwarme Dusche oder wenigstens Zahnpasta, weil ich es sathabe, Minzblätter zu kauen oder dieses seltsame gelbliche Pulver zu verwenden, das sie uns geben und als Zahnpasta verkaufen. Ach, und Regen. O ja. Etwas Regen von oben, sodass ich das Gefühl bekäme, der Himmel teilte meine innere Trauer. Das würde mir echt guttun und zeigen, dass Mum wirklich dort oben sitzt und auf mich herunterblickt.«

»Dann bittest du um Wasser?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich werde um Wasser *beten* und wenn es Gott wirklich gibt, wird er mir diesen winzigen Gefallen tun. Auf Frieden oder Zahnpasta setze ich mal lieber nicht. Das werde ich in hundert Jahren nicht kriegen, daher fang ich mit dem Regen an.« Sie sagte es, weil sie ganz genau wusste, wie es in Afrika um

das Wetter stand. Regen war laut Wetterbericht und Erfahrung die nächsten Monate Fehlannonce.

Ihr Vater schüttelte amüsiert den Kopf. »Du wirst übermütig, Hannah«, ermahnte Bill. »Du solltest keine Forderungen an den Himmel schicken. Sie könnten erfüllt werden.«

»Ha, ha.« Daran glaubte die Rothaarige schon lange nicht mehr. »Ich habe so oft um ein Wunder gebeten, dass ich es rückwärts kann. Verarschen kann ich mich allein, Dad!« Sie ließ den Doktor stehen und ging. Bevor Bill aus dem Blickfeld verschwand, rief sie ihm noch zu: »Ich nehme deinen Vorschlag aber trotzdem an und lege mich hin. Nur eine Stunde.« Hannah hob warnend den Zeigefinger und hörte ihn lachen.

Sie trabte schlendernd davon, näherte sich einem kleinen Raum mit drei Liegen und schmiss sich auf die hinterste. Die Kleine von der Trage kam ihr in den Sinn und dann die Frau mit dem Jungen, die fast von ihrem Mann erschlagen worden wäre.

Mit Blick zur Zimmerdecke murmelte Hannah: »Zum Himmel beten. So ein Blödsinn! Das hat mir auch nicht geholfen. Wenn es das täte, würden der Krieg und die Armut längst zu Ende sein und ich in einem schicken Großraumbüro sitzen und über neuen Modeideen grübeln.«

Hannah schloss ihre Augen und hoffte, ein paar Minuten Ruhe genießen zu können. Nur mal kurz, um das Elend hier zu vergessen. Dass sie tatsächlich fest einschlafen würde, hätte sie nicht gedacht. Die junge Frau bemerkte es erst, als sie von Gelächter geweckt wurde. Was hatte das denn zu bedeuten?

»O nein! Haben sie mich etwa schlafen lassen?«

Ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass sie beinahe drei Stunden gelegen hatte. Sofort sprang sie auf und trat auf den Gang.

Sulola kam freudig in ihre Richtung gelaufen. Die Helferin tropfte im Gesicht, als habe sie mit samt den Klamotten unter der Dusche gestanden.

»Was ist denn mit dir passiert?«, wollte Hannah wissen und schaute entsetzt.

»Es regnet.« Sulola strahlte und zeigte durch die Fenster nach draußen. »Ist das zu fassen? Dabei haben sie tagelang keinen gemeldet. Das muss ein Zeichen sein.« Schon verschwand sie zu den Stimmen.

Zunächst glaubte Hannah, zu träumen. War sie etwa noch gar nicht wach? Als sie Sulola jedoch hinterherging und durch die Tür nach draußen in den Hof trat, sah sie das Wunder von oben. Kinder und Erwachsene sprangen munter umher, mitten durch den feinen Regenschleier, und freuten sich über die willkommene Abkühlung. Es war wie ein Dunst, ganz feiner Nieselstaub in lauwärmer Brise.

Soll das ein Scherz sein?

Hannah traute ihren Augen nicht. Wo kam der Regen auf einmal her? Ihr Herz klopfte aufgeregt, als sie sich in einen der Schleier stellte. Sie musste den Regen auf der eigenen Haut spüren, um zu wissen, dass er echt war. Im Nu durchweichte er ihre Kleidung. Lachen erklang. Die Leute streckten ihre Zungen in den Himmel und saugten die kleinen Tropfen begierig auf. Auch sie tat es, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen in London, das neben einem sprühenden Hydranten durch die heiße Sommersonne hüpfte. Hannah schloss die Augen und grientete.

Das war ja unglaublich!

Es regnet. Es regnet wirklich.

Neben sich vernahm sie schwere Schritte. Ihr Vater trat durch die Tür und schaute sie herzlich an. »Na, Kleines! Wie hast du geschlafen? Da scheint jemand deine Gebete um Wasser erhört zu haben.«

»Hast du das gemacht?«

»Der war gut. Es regnet, Hannah. Ich habe zwar einiges drauf, aber regnen lassen, kann ich es nicht. Glaub mir.«

»Aber wie ...?« Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte und fragte sich noch immer, ob sie wirklich munter war. Ein Blick in Richtung Himmel und Umgebung verriet ihr, dass diese dunkle Regenwolke nur hier in ihrer Nähe sein musste.

Ihr Vater rempelte sie an. »Ich sagte doch, du sollst mit deinen Wünschen aufpassen. Deine Mutter hat immer an solche Wunder geglaubt.« Er wies hinauf. »Sie ist noch da. Ich weiß es. Und genau darum mache ich das jeden Tag.«

Bill ging zurück in seinen medizinischen Bereich.

Die 30-Jährige blieb irritiert zurück und haderte mit ihren Idealen. Noch heute Morgen wollte Hannah alles für ein Wunder tun und flehte den Himmel um Rettung an. Sie verlangte nach einem Zeichen und erhielt es schließlich. In Afrika war man vorsichtig mit solchen Dingen, weil die Menschen einfach gestrickt waren und sowohl an Götter als auch Dämonen glaubten. So wie sie die Geister ihrer Ahnen bei Ernten oder Riten um Hilfe und Rat baten. Es war ein Land der Magie und Mythen.

Was sollte sie nun tun?

Hannah hatte ihr Zeichen. Irgendjemand wollte ihr einen Wink geben und so unwirklich der auch war, sie blickte lachend in den feinen Regenschleier und schloss die Augen. Das milde Nass auf der Haut war ein zu kostbares Gut, um es einfach so zu ignorieren. Denn wenn ihr wirklich jemand ein Zeichen senden wollte, sollte sie dem nachgehen. Oder nicht? Das schuldete sie ihrer Mutter.



Zeichen von oben

Ich wollte Regen und es hat geregnet. Keine Ahnung, wie, aber das sollte ich lieber nicht infrage stellen. Wenn ich mir noch etwas wünsche, geht es dann auch in Erfüllung?

Ganz sachte lugte Hannah nach oben in die Sonne, als habe sie Angst, vom Blitz getroffen zu werden. Sie fröstelte, weil ihr die Sache mit dem Regen immer noch schleierhaft war. Anschließend schüttelte sie sich und summte eine alte Kindermelodie, während sie einen Teller mit einem Tuch trocknete und über die Schwelle der Missionseinrichtung trat.

Und wenn das wirklich Mum war? Das geht doch gar nicht, oder? Herrje, ich werd noch irre!

Ihre Freunde in England würden Hannah für verrückt halten, weil sie wegen einer kleinen Wetterlage so austickte, aber die hatten auch nicht erlebt, was sie in Afrika erlebt hatte. Hannah war